



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Psychologie

Als im vorigen Jahr der rätselhafte Diebstahl der „Mona Lisa“ aus dem Louvre die Öffentlichkeit erregte, gelangte an die Pariser Zeitungen eine wahre Flut von Zuschriften, in denen sich Personen aus den verschiedensten Volksschichten anboten, auf okkultistischem oder spiritistischem Wege, sei es den Aufenthaltsort des Bildes, sei es die Täter, ausfindig zu machen. Eine Pariser Korrespondenz, deren Mitteilung ich in der „Wilmersdorfer Zeitung“ fand, wies zum Verständnis dieser Erscheinung mit Recht auf die Tatsache hin, daß in der Hauptstadt dieses intelligenten und „geistreichsten Volkes der Welt“ nach Ausweis des Adreßbuches nicht weniger als 34607 Somnambule, Hellseher, Okkultisten, Magnetisierer, Wahrsager usw. beruflich tätig sind; daneben aber seien sicher noch viele Tausende namentlich weiblicher Personen vorhanden, die — wie auch in deutschen Städten — „den Verkehr mit dem Jenseits sozusagen nur im Nebenberuf betreiben.“

Daß die Kunst aller Hellseher im Falle der Mona Lisa versagte, wird schwerlich dem einträglichen Betrieb der Geheimkünster und der tief eingewurzelten Wundergläubigkeit der Menge Abbruch getan haben. Aber man wird nach alledem weniger überrascht sein, auf solchem Boden, aus der Hand eines Staatsanwalts am Appellationsgericht zu Paris ein Werk hervorgehen zu sehen, das, wenn auch noch nicht die Anwesenheit, so doch die Nähe spiritistischen Geistes wittern läßt. Das von Dr. O. Knapp in gutes Deutsch übertragene Werk von J. Maywell, der neben seiner juristischen Würde den Titel Dr. med. führt, ist benannt: *Neuland der Seele*, Anleitung

zu einwandfreier Darstellung und Ausführung psychischer Versuche (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, ohne Jahreszahl. 339 S.). Trotz der ernsthaften Bemühungen des gebildeten Verfassers, die Wahrheit zu suchen und wissenschaftliche Skepsis auch den spiritistischen Wundern gegenüber zu bewahren, beruht das umfangreiche Werk in letzter Linie doch nur auf den gleichen Täuschungen und Selbsttäuschungen, auf der gleichen Unkenntnis des tatsächlichen Mechanismus der normalen und kranken Psyche, wie sie die weniger gebildeten Produkte nichtmedizinischer und nichtjuristischer Spiritisten in gröberer Form stets offenbaren.

Jenes letzte unausstilgbar der menschlichen Seele innewohnende Sehnen, der geheime Wunsch nach persönlicher Fortexistenz und nach dem Wiedersehen Verstorbener in einem besseren Jenseits haben, wie so oft, auch hier schließlich triumphiert über die kalte Unparteilichkeit wissenschaftlicher Beobachtung, über die unerbittliche Anwendung der Naturgesetze und des logischen Denkens. Wie hart es auch klingt, so muß schließlich doch auch auf diese mühevolle Arbeit — qui mange du Pape, en meurt — das treffliche Wort Kants angewendet werden: „daß die Kenntnis der andern Welt allhier nur erlangt werden kann, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat.“

Es würde eine eigene Abhandlung erforderlich machen, wollten wir die Schleichwege aufzeigen, auf welchen die unbewußten Wünsche oder Interessen die Wahrnehmung des Wirklichen und die Schlußfolgerungen des Verfassers gefälscht haben, und wollten wir darlegen, in welcher Weise er als Wissenschaftler sich mit allen Unerklärlichkeiten abfindet. Viel-

leicht ist es aber zweckmäßig, diesem Werke eine um die gleiche Zeit erschienene kleine Abhandlung des deutschen Altmeisters der Psychologie gegenüberzustellen, das in seiner Nüchternheit und naturwissenschaftlichen Strenge gewissermaßen als Heilserum gegen alle gefühlsmäßigen Beeinflussungen auf diesem Gebiete allgemein zu empfehlen ist. Es ist der in zweiter Auflage bei W. Engelmann-Leipzig erschienene Sonderabdruck „**Hypnotismus und Suggestion**“ von **Wilhelm Wundt**, 1911, 69 S.

Seit der ersten Auflage dieses Werckens sind etwa zwanzig Jahre verstrichen. Die „okkultistische Hochflut“ in Deutschland, gegen die sich die Schrift besonders richtete, ist, soweit sie überhaupt fachwissenschaftliche Kreise berührt hatte, inzwischen ganz abgeklungen. Von einigen, heute nicht mehr angebrachten polemischen Bemerkungen abgesehen, hat Wundt diese Schrift im wesentlichen unverändert wieder herausgeben dürfen. Und in der Tat haben die dort aufgestellten allgemeinen Prinzipien heute noch wie damals volle Gültigkeit: auf der einen Seite die Anerkennung und Festlegung der unzweifelhaften Tatsachen des Hypnotismus, die Notwendigkeit, sie in den allgemeinen gesetzmäßigen Zusammenhang mit der psychologischen und physiologischen Wissenschaft zu bringen, auf der anderen Seite schärfste Abtrennung und Ablehnung aller über die Grenze des Erfahrbaren hinausgehenden mythischen Spekulationen und verworrenen Hypothesen — mögen sie unter der Flagge des tierischen Magnetismus, der Telepathie, des Spiritismus oder auch unter dem Namen „Suggestion“ segeln und sich die Anhänger-schaft gläubiger Gemüter erworben haben.

Zu welchen Konsequenzen, fragt sich Wundt, würden uns schließlich die Ergebnisse dieser vermeintlichen Wissenschaften führen, wenn sie wirklich zu Recht bestünden? Wir müßten „offenbar zu der Annahme gelangen“, sagt er wirklich, „daß die Welt, die uns umgibt, eigentlich aus zwei völlig verschiedenen Welten zusammengesetzt sei. Die eine Welt ist die eines Kopernikus, Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts tun, in ge-

steigertem Maße unsere Bewunderung erregt, würde es aber noch eine andere kleine Welt geben, eine Welt der Huzelmännchen und Klopfgelister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabenen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt.“ Und diese Umwälzung geschieht, wie Wundt weiter ausführt, keineswegs um etwa wichtige Ereignisse vorauszusagen, sondern um irgend welcher unbedeutender familiärer Dinge halber, die oft auch auf natürlichem Wege mit annähernd gleicher Sicherheit hätten vermutet werden können. Schon aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus lehnt Wundt jede ernsthafte Beschäftigung mit derartigen „psychischen Studien“, denen selbst einzelne, auf anderen Gebieten bedeutende Gelehrte zum Opfer gefallen sind, grundsätzlich ab.

Jedoch Wundt geht in seiner berechtigten Zurückhaltung hier wie in der früheren Auflage, wie uns scheint, zu weit. Gewiß kann die Wissenschaft nicht verpflichtet sein, jede törichte Behauptung, jede auf krankhafter Wahrnehmung und mangelnder Vorkenntnis beruhende Täuschung eingehend zu untersuchen. Aber, abgesehen von der Gefahr, daß eine zu weitgehende Skepsis zum Dogmatismus führen kann, abgesehen von der Notwendigkeit, sich bisweilen im Interesse allgemeiner Aufklärung auch mit offenbar unsinnigen Behauptungen der Laien befassen zu müssen, will Wundt selbst die anerkannten Tatsachen hypnotischer Zustände aus den Arbeiten seines Laboratoriums aus dem „Arbeitsraum des Psychologen“ verbannt und ausschließlich in das Krankenzimmer verlegt haben. Man mag ihm ruhig zugeben, daß der hypnotische Schlaf „ein abnormer Zustand“ ist, es bleibt dennoch die unbestreitbare Tatsache bestehen, daß das psychologische Studium gerade von abnormen Seelenzuständen, der natürlichen wie der künstlich erzeugten — ich erinnere nur an Kräpelin's Experimente — außerordentlich befruchtend auf die Forschung der letzten Jahrzehnte eingewirkt hat, und daß trotz Wundt's Ablehnung eine Reihe einwandfreier und unschädlicher

psychologischer Experimente von verschiedenen Forschern erfolgreich an Hypnotisierten durchgeführt worden sind. Darin freilich müssen wir Wundt beistimmen, daß die Herbeiführung des hypnotischen Schlafes auch im Experiment dem kundigen Arzte zum Schutze der Versuchspersonen vorbehalten bleiben soll.

Was Wundts Theorie der Hypnose betrifft, so gelten für ihn hierbei die gleichen physiologischen und psychologischen Grundlagen, auf welchen die seelischen Vorgänge im Wachen, der Schlaf und die Träume aufgebaut sind; in erster Linie ist es die Einengung des Bewußtseinsumfangs und die Aufhebung der willkürlichen Aufmerksamkeit, die den Zustand der Hypnose charakterisiert und seine Erscheinungen verständlich macht.

Bei seiner Darlegung hat Wundt die Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte nur vereinzelt berücksichtigt, und auch seine Zitate beziehen sich nur auf die alten, mittlerweile vielfach erneuten Auflagen einiger anerkannter wissenschaftlicher Lehrbücher des Hypnotismus. Ungeachtet dessen bleibt aber dieser kleinen Schrift, abgesehen von ihrem historischen Wert, nach wie vor das Verdienst, die Objektivität und unantastbare Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Forschung auch für dieses Gebiet überzeugend dargelegt und die gesicherte Wissenschaft des Hypnotismus von der Einmischung alles Übernatürlichen und Okkultistischen, wenn auch nicht zum erstenmal, so doch mit der ganzen Autorität ihres Verfassers verteidigt zu haben.

Dr. med. Max Levy-Suhl in Berlin

### Sprache

„Sprachdummheiten“ in der Politik. Mit „rechts“ und „links“ bezeichnet man wohl auf der ganzen Welt den politischen Standpunkt des Erdbewohners. Links ist fortschrittlich und rechts ist eben rechts. Das ist so klar, einfach und kurz, daß man manchmal froh sein muß, diese Bezeichnungen zu haben. Aber sie haben auch ihre logischen Schwierigkeiten. Ein Politiker, der links steht, hat links von sich Leute, die weniger links stehen. Und ein Politiker, der rechts steht, hat rechts von sich Leute, die mehr links stehen. Das ist doch merkwürdig. Es erklärt sich dadurch, daß

die Bezeichnungen nicht vom Standorte der Politiker gewählt sind, sondern vom Standorte des Präsidenten, der einer parlamentarischen Körperschaft vorsitzt. Vom Präsidenten aus gesehen, sitzt Herr von Normann im deutschen Reichstage rechts und Herr Bebel links; von Herrn von Normann aus gesehen, sitzt dagegen Herr Bebel ganz rechts. Wenn Herr von Normann sagen würde: „wir müssen auch an die nationalen Elemente denken, die links von uns sich befinden,“ so könnte er nur die Leute meinen, die im Parlament rechts von ihm ihren Platz haben. Noch ärger ist es mit dem linken und rechten Flügel. Wir kommen damit auf militärische Bezeichnungen. Beim Militär ist der linke Flügel da, wo der linke Arm ist. Bei den Parteien ist es umgekehrt. Der linke Flügel der Nationalliberalen ist derjenige, von den Nationalliberalen aus gesehen, der im Parlament rechts nach rechts, nämlich an die Fortschrittler und Sozialdemokraten anlehnt. Ähnlich ist es mit dem linken und rechten Flügel der Konservativen, des Zentrums und der Fortschrittler. Wie aber ist es eigentlich mit der Sozialdemokratie? Wenn Herr Ledebour die orthodoxen Marxisten organisiert, organisiert er dann den rechten oder den linken Flügel seiner Partei? Ist er das, was Führer oder was der jungliberale Rauffmann in der nationalliberalen Partei ist? Man sollte denken, die Sache wäre — wenigstens „vom Präsidenten aus gesehen“ — einfach. Ledebour und die Seinen sind doch die Radikalen, die Extremen im Gegensatz zu den Revisionisten. Also steht Ledebour, vom Präsidenten des Reichstags aus gesehen, links, während ein Revisionist, wie Herr Südekum, mehr rechts steht. Aber das Gefühl sträubt sich dagegen, einen radikalen Marxisten als linksstehend zu bezeichnen. Er ist doch allgäufig, allsozialdemokratisch, der Revisionist dagegen reformerisch, jungsozialdemokratisch. Hier schiebt sich also eine andere Vorstellung dazwischen: rechts ist das Starre, Unwandelbare, links das Fortschreitende und sich Entwickelnde. Wenn es eine feste altkonservative Lehre gäbe, so würde man zweifellos geneigt sein, die Leute, die treu zu dieser Lehre halten, als rechten Flügel der Konservativen zu bezeichnen; ähnlich beim

Zentrum die streng und einseitig katholische Richtung, also die Berliner, während die Kölner, da sie gewissen Erfordernissen der Zeit Rechnung tragen will, mehr nach „links“ neigt; wer von den Nationalliberalen an Bennigsens Anschauungen hängt, steht rechts, wer die Weiterbildung oder den Umwandlungsprozeß will, links; also stehen Ledebour und Kautsky auf dem rechten Flügel der Sozialdemokratie, Südekum und Lindemann auf dem linken. Rechts und links würden sich dann mit jung und alt ziemlich decken; nur daß natürlich wieder über das Wesen der alten Lehre Streit entstehen kann. Die Pankower Richtung innerhalb der Konservativen ist in der Öffentlichkeit gelegentlich als jungkonservativ bezeichnet worden; ob von den Anhängern der Richtung, ist nicht bekannt; taktisch klug wäre es gewesen, wenn die Pankower selbst sich altkonservativ genannt und damit den Anspruch erhoben hätten, die „alten, guten“ Überlieferungen weiter zu pflegen. Kriegerprogramm und Bund der Landwirte waren für die konservative Partei seinerzeit eine Neuerung; von manchen Konservativen werden diese Erscheinungen damals als etwas empfunden worden sein, was von links kommt oder nach links hinführt; die Neuerungen sind jedoch inzwischen in den Begriff der konservativen Partei aufgenommen worden und heute pflegt man die Bündlerführer zum rechten Flügel der konservativen Partei zu rechnen. Dr. Johann Johannsen = Berlin

### Literatur

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen...“

Eine Erzählung aus Rheinhessen von Richard Knies. Konrad W. Mecklenburg vorm. Richterischer Verlag in Berlin. 1911.

Richard Knies erzählt eine Dorfgeschichte. Sie ist bodenständig in der Form, schlicht in der Zeichnung, inhaltlich auf wenige Töne gestimmt, die sich nach einem Anlauf zur Dissonanz harmonisch verweben, — alles in allem sehr ansprechend.

Dem Nachtwächter eines rheinheffischen Dorfes wird der Dienst auf seine alten Tage zu beschwerlich und der Gemeinderat gibt ihm zur Entlastung einen zweiten Nachtwächter zur Seite. Als dieser zum erstenmal die Wache hält, glaubt er um seines Luthertums willen

das alte Nachtwächtersprüchlein: Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen, die Glocke hat zehn Uhr geschlagen, lobet Gott und Maria um das Lob der Maria verkürzen zu müssen. Darob große Aufregung im katholischen Dorf. In der nächsten Nacht wird er von der glaubensstarken Jugend überfallen und bleibt bewußtlos liegen. Sein alter Kollege, dem die Verunglimpfung seines Spruches am meisten zu Herzen geht, kommt hinzu, bewahrt ihn vor dem Schlimmsten und sorgt für seine Wiederherstellung. Um ihm den Posten zu erhalten und dabei die Maria in ihren Ansprüchen nicht zu verkürzen, verfällt er auf den erleuchteten Gedanken, in den Nächten, wenn ihm die Wache anvertraut ist, das Lob der Maria stündlich zweimal zu singen.

Der Nachtwächter ist in unserer Literatur eine nicht seltene und gern gesehene Gestalt. Knies' Nachtwächterpaar läßt sich den besten Schilderungen dieser Leute, die im Dunkeln für allerlei Menschliches sehend werden und manchen stillen Gedanken unter den Sternen spinnen, an die Seite stellen. Nicht minder gelungen ist ihm die Gestalt der Regine, der resoluten Dorfkrantippe, deren rauhe Schale einen guten Kern birgt. Der rheinheffische Dialekt, dessen sich die Bauern der Erzählung bedienen, ist auch für den Nordländer beim Lesen leicht verständlich. Er trägt wesentlich dazu bei, uns das Milieu lebendig vor Augen zu führen.

Wer durch die Erzählung „Franz Weilers Martyrium“ (Grenzboten 1912, Nr. 10, 11, 12 und 13) für das starke Talent von Richard Knies Interesse gewonnen hat, wird die vorliegende anspruchslose, etwas breite aber doch durchaus künstlerisch gestaltete Dorfgeschichte gern lesen und ihm wird auch die Kunde willkommen sein, daß die Grenzboten in diesem Quartal mit der Veröffentlichung eines größeren Romans aus der Feder dieses jungen Dichters beginnen werden. M. K.

### Schiller, sein Leben und Schaffen.

Dem deutschen Volke erzählt von Albert Ludwig. Ullstein u. Co. Berlin—Wien. 1912.

Die vorliegende Biographie will nach den Worten des Verfassers versuchen, das Leben und Schaffen dieses geliebtesten der deutschen Dichter weiten Kreisen des Volkes unter dem

Gesichtspunkt darzustellen, daß vom armen Schiller nicht mehr im Ton des Mitleids gesprochen werde, sondern daß sein Gedächtnis uns erscheine als das Bild des heldenhaften Überwinders leidvoller Schicksale. Mit solchen „leitenden Gedanken“ ist es bei biographischen Darstellungen noch mehr als anderwärts eine recht mißliche Sache. Ganz abgesehen davon, daß dies nicht Grund genug ist, eine neue Schillerbiographie zu schreiben, ist auch bei einem so starr vorgefaßten Gesichtspunkt, der fast eine Tendenz zu nennen ist, die Gefahr zu groß, alle Einzelheiten eines reichen und großen Lebens willkürlich für die eigene Achse zurecht zu biegen.

Man kann sich keine Schicht des deutschen Volkes denken, dessen spezifischem Bildungsgrad dieses Werk entspräche. Hofgeschichten und Häuslichkeiten sind mit einer Ausführlichkeit herangezogen, die eines philologischen Quellenwerkes würdig wären, wichtige Probleme, z. B. die Psyche des Historikers Schillers, vernachlässigt. Alles Wichtige ist mit der leichten Handbewegung des Rezensenten, alles Nebensächliche mit der Breite und Ausführlichkeit des Historikers, des Fachmanns gehandhabt. Der innere, unterhalb der Oberfläche liegende Gehalt der Werke ist kaum berührt. Das eigentliche Problem einer Schillerbiographie, des Dichters lebendiger Anteil an unserm Sein und Schaffen, ist in keiner Hinsicht gelöst. Ein Bilderbuch mit Text über Schillers Leben und seine Freunde stellt das Werk dar.

R. M.

### Kulturgeschichte

**Nochmals die Vermutung betreffend Rübengabel.** Meine unausgesprochene, aber wohl aus der ganzen Haltung des kleinen Aufsatzes in Nr. 42 der Grenzboten hervorgehende Erwartung, daß ein Bergkundiger sich dazu äußern werde, hat sich nach einer gewissen Richtung erfüllt. Eine Zuschrift macht darauf aufmerksam, daß der Federbusch des Bergknappen sehr wohl praktischen Zweck habe bezügllicherweise hatte, denn er wirke beim Niedrigerwerden des Ganges wie ein Fühlhorn, wohingegen dem „Rübengabel“ die Elastizität gefehlt hätte.

Heute, und schon lange, sei übrigens der spitze Schachtelhut in Gebrauch, der Federbusch bei der Arbeit in Abgang gekommen. — Ich gestehe nunmehr gern ein, daß ich nicht nur diesen, sondern mehrere andere Gesichtspunkte um der lieben wissenschaftlichen Vorsicht willen ganz bewußt aus dem Spiele ließ. So z. B. die Frage, ob der Volksmund etwa mit absichtlicher Fälschung fast überall „Schachtelalm“ statt Schachtelalm sagt. Und den Nutzen von Krähen- oder Gänsefedern, die über dem Hutdeckel vertikal emporragen, hatte ich in Höhlengängen selbst ausprobiert. Desto mehr setzte es mich in Verwunderung, daß der Paradebusch, soweit die mir zugänglichen Abbildungen erkennen ließen, gar keine elastischen Federn enthält, sondern ziemlich durchweg eine „Panache“ darstellt, also eher einer verkürzten Ausgabe der Hängebüschle auf den Generälschützen verschiedener Armeen gleicht. Es wäre mithin sehr wünschenswert, wenn die Genesis des Bergmannsfederbusches vom sozusagen berghistorischen Standpunkte einmal kurz erläutert würde. Völlig ohne überlieferte Anhaltspunkte wird man hier gewiß nicht sein. — Bei dieser Gelegenheit wäre noch einmal auf die Struktur aller Wunderblumensagen hinzuweisen. Wer die Blume findet und aufsteckt, sieht auf der Stelle die Schatzhöhle mit oder ohne Tür, nach der ihr Besiz hinleitet. Wer sie aber beim Raffen drinnen verliert, ist entweder sogleich des Todes, oder er bezahlt den Gewinn mit dem Verlust eines Gliedes. Die Blume ist also Wegweiser und Schutzamulett zu gleicher Zeit, und es wird kaum zu leugnen sein, daß hier ein spezifisch bergmännisches Sagenmotiv aus primitiven Epochen der Mutung vorliegt. Der türkische Bergdämon ist an sein Pflanzensymbol gebunden, aber er wirft den Zwang zur Duldung des Menschen im Berginnern sofort jählings ab, wenn der Eindringling sich von dem Amulett trennt. Dieser klare Zusammenhang in der alten Vorstellung schien mir zu erlauben, an den Nachweis des „Rübengabels“ auch als eines Pflanzennamens eine kongruente Hypothese anzuknüpfen. Carl Niebuhr = Berlin

